

UTA-MARIA HEIM

Ableuchten

Eine Herbstreise 1790

GMEINER



Roman

UTA-MARIA HEIM

Ableuchten

Eine Herbstreise 1790



GMEINER



Roman

Uta-Maria Heim

Ableuchten

Eine Herbstreise 1790



ZUM BUCH

Welt im Umbruch Herbst 1790: Der Theologiestudent Friedrich August Köhler wandert von Tübingen über die Schwäbische Alb nach Ulm. Hölderlin und Hegel, seine Kommilitonen am Tübinger Stift, begleiten ihn. Eigentlich hat er keine Lust auf die zwei, aber er fürchtet sich vor den Gaunerbanden, die überall lagern. Mit der Schwarzen Lies hatte er als Kind schon eine Begegnung. Während Hölderlin und Hegel, blind für das Tatsächliche, nach höheren Wahrheiten streben, geht Köhler mit offenen Augen über die Alb und lernt die traditionellen Lebensformen kennen. Bald schließt sich ihnen der 15-jährige frühreife Schelling an. Er hat ein Jahr zuvor die »Geschichte des Klosters Bebenhausen« verfasst, wovon Köhler sehr beeindruckt ist. Solch eine verschriftlichte Beobachtung von Land und Leuten schwebt ihm auch vor, am besten in Form eines Reisejournals von seiner Wanderung über die Alb. Seine Reisegefährten verspotten ihn deshalb. Zu allem Überfluss taucht auch noch ein eigensinniges Mädchen auf und lässt sich nicht mehr abschütteln: Karoline von Günderrode.

Uta-Maria Heim, 1963 in Schramberg geboren, lebt als Hörspieldramaturgin, Dozentin und Autorin in Baden-Baden. Sie studierte Literaturwissenschaft, Linguistik und Soziologie in Freiburg und Stuttgart und arbeitete ab 1983 als Journalistin, Kritikerin und Schriftstellerin. Zuletzt

erschienen im Gmeiner-Verlag die Toskana-Krimis »Toskanische Beichte«, »Toskanisches Feuer«, »Toskanisches Blut« und »Toskanisches Erbe«. Mit Hölderlin beschäftigt sich Uta-Maria Heim seit vielen Jahren. In den Fußstapfen Köhlers ist sie von Tübingen nach Ulm gewandert. Sie erhielt zweimal den Deutschen Krimi-Preis, außerdem den Förderpreis Literatur des Kunstpreises Berlin, ein Stipendium der Villa Massimo in Olevano Romano sowie den Friedrich-Glauser-Preis. Sie ist Mitglied des PEN.

IMPRESSUM

Immer informiert
Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2022 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Christine Braun

Herstellung/E-Book: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung eines Bildes von: ©

https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Albert_August_Zimmermann_Schwäbische_Alb.jpg

ISBN 978-3-8392-7408-8

TAG 1

23. SEPTEMBER 1790

TÜBINGEN

Ich muss nach Ulm. Als ob ich nichts anderes zu tun hätte. Ich habe wahrlich genug Verpflichtungen! Außerdem stiehlt es mir die ganzen Herbstferien. Denn als mittelloser Student muss ich den weiten Weg zu Fuß laufen.

Fritz und der Alte wollen mich auf der Wanderung begleiten. Erst zögerte ich. Denn meine beiden Kommilitonen, die mit mir auf der Stube wohnen, halten sich für grandios und meinen, sie seien etwas Höheres. Sie wollen die Welt verbessern. Sie schwärmen von den Umstürzen in Griechenland und Frankreich und wollen einen unvergänglichen Roman oder ein revolutionäres philosophisches Traktat schreiben. Ihr verstiegener Idealismus geht mir gehörig auf die Nerven! Sie sind eine echte Prüfung. Aber zu dritt lässt sich die Strecke leichter bewältigen.

Ich werde ihnen zeigen, dass auch ich eine Mission habe: Ich mag von der weiten Welt wenig wissen, doch ich interessiere mich für die Verhältnisse auf der Schwäbischen Alb. Ich werde ein Reisejournal verfassen, das die Zeitgenossen über die Zustände in der Heimat aufklärt.

Es ist der 23. September, ein Donnerstag. Ein Tag nach Herbstanfang. Kurz nach 14 Uhr brechen wir endlich auf. Am Morgen haben sich die Frühnebefelder rasch aufgelöst, wacker scheint die Sonne am beständig blauen

Himmel, der Herbst hat gerade erst begonnen. Fritz und der Alte schnallen sich ihre geschnürten Felleisen auf den Rücken. Wir verlassen das Stift und gehen an einigen Hauptgebäuden vorbei durch Tübingen. Der Neckar glitzert im warmen Licht der Sonne.

»Es stinkt nach Most«, stellt Fritz fest. Er klingt vergnügt. Der Fritz ist ein strammer Wanderer, groß und kräftig gebaut. Er ist es gewohnt, lange Strecken zügig zu Fuß zurückzulegen, und er braucht das ausdauernde Marschieren für die innere Ruhe und Einkehr.

»Und überall liegt Pferdemit.« Auch der Alte wirkt recht munter. Allerdings steht ihm die Klage wie stets ins Gesicht geschrieben. Um Geld zu sparen, ließ er sich seine Wanderschuhe eine Nummer kleiner fertigen. Das bereut er bereits beim Gang aus der Stadt.

Fritz legt ein beachtliches Tempo vor, das er vermutlich tagelang durchhalten kann. Der Alte folgt ihm ambitioniert. Er ist ein halbes Jahr jünger als Fritz und wohl von Kind auf ungelenk, plump und im Gesicht greisenhaft. Daher sein Spitzname. Alle im Stift heißen ihn »der Alte« oder der »alte Mann«, niemand nennt ihn bei einem seiner Vornamen. Bei jedem von uns dreien lautet einer davon Friedrich, kurz: Fritz. Seinen Spitznamen lässt sich der Alte gefallen. Dabei ist er in jeder Hinsicht ehrgeizig und wird leicht unterschätzt.

Schon nach kurzer Zeit rühmen beide die Vorzüge der ungeheuerlichen Tumulte in Frankreich mitsamt dem Firlefanzen von Paris und schimpfen auf die rückständige Heimat. Ich laufe emsig hinterher und schweige. Mich fechten diese ganzen Staatsumwälzungen und politischen

Neuerungen nie ängstlich an, aber sie lassen mich auch nicht in ein Hurrageschrei ausbrechen. Ich finde, wir haben es ganz gut getroffen in unserem Württemberg, es ist stets auszuhalten. Die Obrigkeit kommt und geht – mal würgt uns hartes Geschirr, und mal führt man uns locker am Gängelband. Überall Fortschritt, und Hauptsache ist sowieso, dass die Franzosen uns keinen Krieg bringen. Im Übrigen gibt es keinen besseren Flecken als die Heimat.

Da sind meine beiden Weggefährten ganz anderer Meinung. Dem »alten Mann« gelingt es, trotz der Strapazen eine Tirade auf die Deutschen auszustoßen, die an Gemeinheit kaum zu überbieten ist: *»Barbaren von alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Übertreibung und der Ärmlichkeit beleidigend für jede gutgeartete Seele, dumpf und harmonielos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes.*¹ – Du kannst den Gedanken geschenkt haben. Behalt ihn für deinen Roman.«

»Vergelt's Gott«, sagt Fritz. »Aber.« Dann stockt er.

Ich habe den Alten noch nie einen so langen Satz sagen gehört. Normalerweise ist er nicht in der Lage, zusammenhängend zu sprechen. Er nuschelt, näselte, stockt, stottert und poltert, und sein Schwäbisch ist noch sagenhafter als Fritzens. Obwohl er aus Stuttgart kommt und der Fritz und ich eher vom Land stammen. Ich bin erst im Schwarzwald aufgewachsen, dann auf der Alb, und habe mich, um nicht verlacht zu werden, beizeiten an das älblerische Schwäbisch angepasst. Ich schwätze fast so wie

der Fritz. Der Alte nimmt mich trotzdem nicht ernst und meint, ich sei kein großer Kopf. Er heißt mich »das Fritzele«. Und Fritz tut es ihm gleich.

»*Es ist ein hartes Wort und dennoch sag ich's, weil es Wahrheit ist: Ich kann kein Volk mir denken, das zerriss'ner wäre wie die Deutschen*«, pflichtet der gute Fritz ihm nun bei.

»*Handwerker siehst du, aber keine Menschen*«, ruft der Alte, bestärkt durch den Beifall, als ein Zimmermann uns entgegenkommt und freundlich den Hut schwenkt.

»*Denker, aber keine Menschen*«, ergänzt Fritz voller Spott und Hohn und deutet mit dem Daumen hinter sich auf mich.

»*Priester, aber keine Menschen*«, bekräftigt der Alte und wendet den Kopf.

»*Herrn und Knechte ...*«

»*Jungen und gesetzte Leute ...*«

Sie werfen einander die Brosamen zu und picken sie auf wie die Hennen. Es ist ihre geteilte Lust am Sinnieren, die sie zu zweit ausbrüten und wo sie keinen hineinlassen.

»*Aber keine Menschen* -« Fritz bricht ab.

Der »alte Mann« bleibt kurz stehen und rauft sich die Haare. Dann weist er mit einer weit ausholenden Geste auf einen Acker. »*Ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergoss'ne Lebensblut im Sande zerrinnt?*«

Die zwei Schafmelker spazieren einträchtig und zufrieden weiter. Was für eingebildete Lackel! Aus jedem ihrer Vorwürfe spricht der Vorteil einer standesgemäßen

Geburt, das Vorurteil einer tauben Jugend, die satte Selbstzufriedenheit der Bessergestellten, der Dünkel der Ehrbarkeit. Diese Leute sind allesamt miteinander verwandt! Auch Fritz und der Alte sind weitläufige Vettern, deren Abstammung auf eine illustre Geistesmutter zurückgeht, und Teil einer ansehnlichen Vetternwirtschaft. Obwohl sie so tun, als bewegten sie sich in einem barbarischen Umfeld, sind sie geschützt durch ihre Herkunft, gesegnet mit Geld und guten Gaben und privilegiert. Überhaupt, was für ein Blödsinn, das böse Bild mit dem Schlachtfeld, wo doch die Sonne scheint und uns entgegenkommende Passanten höflich grüßen!

Die zwei glauben, aus ihnen werde was. Aber beide werden es zu nichts bringen. Der Fritz nicht, weil er zu viele Flausen im Kopf hat, und der Alte nicht, weil er säuft wie ein Loch. Zudem ist er maßleidend, grätig, närrisch, qualtätig und händelsüchtig. Beide wollen nicht Pfarrer werden. Ja, aber was sonst? Fritz schreibt Gedichte und träumt von brotloser Kunst. Der »alte Mann« kann nicht mal das.

Ich rege mich nicht auf, sondern laufe hinter den beiden her, ohne ihrer Unterhaltung noch weiter zu folgen. Auf einer gut ausgebauten trockenen Straße geht es Richtung Hechingen. Zu beiden Seiten ziehen sich Rebhänge und Felder entlang der Chaussee. Ich bin bester Dinge, denn vor uns liegen nur gut zwei Stunden Weg, wir besuchen meine Eltern in Nehren südlich von Tübingen. Dort können wir übernachten. Morgen früh soll es dann richtig losgehen. Ich rechne circa sechs Tage bis nach Ulm, wo ich scheint's etwas zu besorgen habe.

1 Friedrich Hölderlin: Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Zweiter Band. Tübingen 1799, S. 112f. Die Autorin erlaubt sich in ihrem Roman, einer literarischen Fiktion, Hölderlin- oder Hegel-Zitate im Schlagabtausch der jungen Studenten entstehen zu lassen. Hier und im Folgenden durch Kursivierung kenntlich gemacht. Erfolgt kein Nachweis, stammt das Zitat aus der zuletzt angegebenen Quelle.

STEINLACHTAL

Wir erreichen die Mündung des Steinlachtals, das sehr fruchtbar und bunt bestellt ist. Zunächst steigt uns jedoch ein übler Gestank in die Nase. Oberhalb des Bläsibads verpestet stehendes Gewässer die Luft, worüber der Alte natürlich seinen Unwillen äußert.

Doch dann kommen wir in wirtliche Gegenden voller Stoppelfelder und grüner Wintersaat. Die Steinlach fließt hier ruhiger als bei Tübingen, wo sie als reißender Strom in den Neckar mündet. Das Ufer schlängelt sich schön durch das Tal, das sich bald verbreitert. Im Fluss spiegelt sich das bunte Laub der Bäume, durch das die Sonne fällt. Hier im Tal wachsen unter anderem Kraut, Hafer, Gerste, Dinkel und Welschkorn.² Jetzt allerdings ist alles abgeerntet, und man kann den Stoppelfeldern nicht mehr ansehen, welches Getreide in diesem Jahr angebaut wurde. Die Fruchtfolge wird abgewechselt, und im dritten Jahr liegt das Land brach. Jedoch wird auch das Brachland immer häufiger genutzt für Rüben, Gartengewächse und Futterkräuter. Nur noch selten weiden bloß Schafe darauf. Die Bauern bewirtschaften ihre Felder unter penibler Einhaltung der Trepprechte, wo alles beim Pflügen und Eggen mit dem Spannvieh genauestens geregelt ist. Das geht sogar so weit, dass vorgeschrieben ist, wie viele Schritte der Ochse zum Wenden des Pflugs in das Nachbargrundstück eindringen und wie lange er dazu brauchen darf.

Am Wegesrand blühen immer noch die Wicken. Ihre lilafarbenen und violetten Blüten sind glockenförmig, und die Stängel ragen krautig aus dem Gras. Wo sich gegen Osten hin das Neckartal mit dem Steinlachtal vereinigt, stand an exponierter Stelle der Galgen. Das einfache Volk, der Pöbel, nannte ihn »Hochgericht«. Erst letztes Jahr wurde er abgebaut und an einen entlegenen Ort versetzt. Daran sieht man, wie sich die Zeitläufte ändern. Wollten unsere Väter mit Fleiß für Abschreckung sorgen, indem sie die Todesstrafe direkt an der belebten Straße vollzogen, nehmen wir heute Rücksicht auf sensiblere Seelen, die das beschädigen könnte.

Zuerst wollte ich die zwei hoffärtigen Hutsimpel gar nicht mitnehmen. Es reicht mir, dass sie mit mir und ein paar anderen zusammen im Stift wohnen. Ich konnte mir wahrhaft Vergnüglicheres vorstellen, als mit ihnen auch noch meine Herbstferien zu verbringen. Es ist mir sowieso ein Rätsel, wieso sie mich auf meiner Wanderung begleiten wollen. Ich habe kein Geld und kann mir kein Pferd leisten, die beiden aber schon. Vermutlich will der Fritz einfach über die Ferien zu Fuß unterwegs sein, zur Not halt mit mir, weil wir beide begeisterte Wandervögel sind. 14 Tage sind ungefähr geplant, und der Alte will Fritz das nicht gönnen. Er drängt sich dazwischen, weil er außer Fritz keinen richtigen Freund hat. Um ihn nicht zu verlieren, nimmt er es sogar auf sich, zu dritt von Tübingen nach Ulm zu laufen. Und wieder zurück.

Erst habe ich mich gegen die Begleitung gewehrt, doch dann sah ich ein, dass sie auch Vorteile hat. Ich muss Religions-, Gebiets- und Landesgrenzen überwinden. Dort

sind Bestechung, Bedrohung und Betrug gang und gäbe. Überall treiben sich Lumpen und Spitzbuben herum, Pack und Geziefer jeder Couleur. Zudem sind massig obskure Gestalten, Poltergeister, Scheintote, Hexen und Gauner unterwegs, nachts spukt es in den Wäldern, in den Gasthöfen gespenstert Gesindel. Das klingt vielleicht übertrieben, doch es ist wirklich wahr. Das beste Beispiel dafür ist mir persönlich bekannt. Mit Grauen denk ich an die Schwarze Lies, die Erzdiebin und Vagantin Elisabetha Gaßnerin. Kriminell wurde sie schon mit 13 Jahren. Sie kam als Sackgreiferin von der Schweiz über den Schwarzwald bis auf die Schwäbische Alb. Nachgewiesen wurden ihr Raubdelikte in Höhe von insgesamt 5.859 Gulden. Sie wurde verhaftet, in Oberdischingen ins Zuchthaus gesteckt und vom Malefizschenk verurteilt. Er begnadigte sie quasi, indem sie nicht gehenkt, sondern enthauptet werden sollte. Da sie beim Prozess angab, guter Hoffnung zu sein, hat man die Hinrichtung sogar verschoben. Zwei Jahre ist es jetzt her, am 16. Juli 1788, dass sie in Oberdischingen mit dem Schwert geköpft wurde.

Woher ich das so genau weiß? Ich hab alles gelesen, gesammelt und aufgeschrieben, was man über die Gaßnerin in Erfahrung bringen kann. Weil sie mir einen lebenslangen Schreck verpasst hat. Ich bin der Schwarzen Lies nämlich als kleiner Bub beim Pulverturm am Hornberger Schloss begegnet. Dort hab ich mit meinen Spielkameraden Verschlupferles gespielt. Die Beutelschneiderin hat mich hinter dem Felsen gepackt und mir mit dem Sackmesser die Hirschhornknöpfe von der

Hose abgehauen. Daheim hab ich dafür links und rechts eine an die Backen gekriegt. Ich wurde mit Strafe belegt, nur weil ich die Wahrheit gesagt habe! Aber der Vater hat mir freilich nicht geglaubt.

Schlimmer als die gestohlenen Hosenknöpfe war, was die Schwarze Lies mir prophezeit hat. Sie hat gedroht, dass der Nachtkrabb kommt, mich in einen Sack steckt und frisst, wenn ich vor Einbruch der Dämmerung nicht wieder daheim bin. Mir war klar, dass ich das kaum schaffen würde. Denn die Sonne ging schon unter und die Spielkameraden waren fortgelaufen. Wie sollte ich allein den weiten Weg finden? Ganz auf mich gestellt und von allen guten Seelen verlassen rannte ich in das pietistische Elternhaus zurück, wohl wissend, was mich dort erwartet.

Als vor Kurzem feststand, dass ich zu Fuß nach Ulm reise, fürchtete ich mich davor, auf der Wanderschaft wieder bedroht und bestohlen zu werden. Und erneut keinen Glauben zu finden und abgestraft zu werden am End. Lieber werde ich ausgeraubt und dabei schwer verletzt, dachte ich, dann wäre jedem klar, dass ich die Wahrheit sage. Oder von mir aus erschossen, dann käme ohnehin jede Strafe zu spät. Doch das war freilich keine Lösung. Also: Griffel weg! Deshalb ließ ich mich von den zwei tauben Burschen überreden - aus Angst, aus reiner Angst tat ich das. In meinem Reisebericht, den ich aus diesen Aufzeichnungen verfassen will, werde ich dieses Motiv aber verschweigen. Und am besten erwähne ich auch nicht, wer meine treuen Begleiter sind. Ich habe schließlich auch meinen Stolz!

2 Als »Welschkorn« bezeichnete man Mais.

DUSSLINGEN

Wir erreichen unten im Tal Dußlingen. Den Einwohnern sagt man nach, dass sie die ungeschliffensten und unflätigsten Leute in der ganzen Gegend seien. Rechte Dussel eben. Damit sind die beiden Hutsimpel schon wieder am Schimpfen und Schelten, obwohl sich kein Mensch auf der Gasse zeigt. Über uns schwebt ein breitflügeliger Bussard, verhöhnt und verfolgt von einem Krabb³, der ihn stupft und scheucht. Dabei stößt er schrille, krächzende Laute aus.

Fritz zeigt mit dem Finger hinauf. »Ein absoluter Quälgeist.«

»Der absolute Geist!«, schreit der Alte begeistert. »Kunst. Religion. Philosophie.«

»*Und alles Getrennte*«, spottet der Fritz, »*findet sich wieder*.«⁴

»Das ist«, sage ich, »Dialektik. These, Antithese, Synthese.«

»Das Fritze.« Fritz bleibt stehen, grimassiert und fuchtelt wegwerfend. »Komm, gang mer weg. Was versteht *Er* von der Kunst der Unterredung?«

Der Alte langt nach seinem Sacktuch und tupft sich die Stirn.

»Es geht um die Lehre von den Gegensätzen in den Dingen beziehungsweise den Begriffen«, entgegne ich, »sowie um die Auffindung und Aufhebung dieser

Gegensätze.« Ich weiß selber nicht, wo ich das jetzt herbringe.

Wir drei stehen wie die Grasdackel mitten auf der Straße. Wie angewurzelt. Der Alte bückt sich nach dem Sacktuch, das ihm runtergefallen ist.

»Interessant«, proleitet er laut. »Man hebt etwas auf, indem man es aufhebt, und damit hebt man es auf.«

»Das«, bestätige ich, »habe ich damit sagen wollen.«

Als wir Dußlingen passieren, haben wir bereits zwei Stunden Wegs hinter uns. Fritz und der Alte laufen blicklos durch das Dorf. Die Hauptstraße säumen Wirtshäuser, sie sind wie die übrigen Häuser und Scheuern des Tals mit Stroh bedeckt. Die meisten Hauswände werden nicht wie in der Stadt hochgemauert, sondern das Balkenwerk wird mit einer Mischung aus Holzsplittern, Mörtel und Kalk verbunden. Die Kirche steht auf einer Anhöhe, die teilweise bewaldet ist. Nach dem Gestank auf dem Bläsiberg genießen wir die klare Luft hier.

Oben biegen wir von der Chaussee ab und wandern über die Wiesen Richtung Nehren. Sie werden nur zweimal im Jahr abgemäht, danach weiden Kühe darauf. Die sind kleinwüchsig und nicht allzu robust, weil sie zu früh trüchtig werden. Nehren hat keinen Kälberhirten, der auf die Stiere aufpasst, und die Kalbinnen geben schon Milch, ehe sie zwei Jahre alt sind. Den Bauersleuten ist das recht; sie wollen nicht einsehen, dass es für die Viehzucht schädlich ist.

Inmitten der fruchtbaren Herbstlandschaft hinkt uns ein Bettler entgegen, der arg gebrechlich wirkt. Sein Körper ist

missgestaltet, er humpelt am Stock und kann sich nur mühsam taumelnd und stolpernd fortbewegen. Mich dauert er, denn es gibt keine Einrichtung, die ihn aufnehmen könnte, er bekommt keinerlei Unterstützung, und es bleibt ihm nichts anderes übrig, als die Hand aufzuhalten. Im Gegensatz zu den Tagdieben, die an den Landstraßen herumlungern und die Reisenden belästigen, anstatt einer Arbeit nachzugehen, ist er vom Schicksal gebeutelt. Wir geben alle ein paar Kreuzer, ohne zu zögern auch der »alte Mann«.

Ich lobe ihn dafür. *»Überhaupt hat es mit der Aufklärung gute Wege, und es darf niemand bange sein, dass die Welt bald vollkommen sein werde.«*⁵

»Das Fritze wieder«, spottet der Fritz. »Sei *Er* unter die Weltverbesserer gegangen? Frön *Er* gar dem deutschen Idealismus? Genial.«

»Das ist der neueste Schrei«, pflichtet der Alte ihm bei. »Man wird dem noch nachgehen müssen. Nicht dass ich mich übertrieben für diesen Kant interessiere, aber wir werden ihn vom Kopf auf die Füße stellen. Mit einem Systemprogramm, das sich gewaschen hat. Kant ist halbgar. Er wird notorisch überschätzt. Man kann bei seiner ›Kritik der praktischen Vernunft‹ nicht stehen bleiben. Doch es ist ein langer Marsch. Um Württemberg ist es weit schlechter bestellt, als manche Schmeichler behaupten. Ein paar Kreuzer aus Mildtätigkeit werden daran nichts ändern. Alles andere ist simple Einfalt, selbst wenn es sich zu höchsten Höhen aufschwingt.«

Fritz nickt und wendet sich nun auch mahnend an mich: »Bleib auf dem Boden, Fritze. Dir fehlt das Zeug zur

deutschen Dichtkunst und Philosophie. Nicht alle schrägen Vögel sind zu Höherem berufen. Du lässt dich halt leicht auf der Leimrute fangen. Aus dir wird ein gescheiter Gimpel werden, dazu taugt immerhin dein allzu zahmer Verstand.«

»Das bodenständige Pfaffenhandwerk will auch gelernt sein«, ergänzt der überzwerche Alte.

Der Fritz lacht sich schlapp, und der Alte fällt ein. Er senkt den Kopf, wohl weil er die Theologie weit unter sich vermutet. Dann fängt er an, besinnungslos zu schreien. Er zeigt auf den Boden. Zwischen seinen Füßen sitzt ein handtellergroßes, rotbraunes, ungewöhnlich abstoßendes Tier. Es hat einen riesigen Kopf mit Chitinpanzer und Facettenaugen, vorne und hinten kurze und lange Fühler, vier Flügel und sechs Beine. Die vorderen gleichen Grabschaukeln.

»Zu Hilf!«, krächzt der Alte. Das Gesicht bleibt ihm stehen. Taumelnd tritt er einen Schritt zurück.

Jetzt bin ich es, der sich krumm und bucklig lacht, obwohl ich weiß, dass ich mit meinem Lachkrampf alles zerstöre. Bevor ich die Besinnung verliere, erhebt sich das teuflische Tier in die Lüfte und fliegt brummend davon.

»Das ist eine Werre, du Simpel«, rufe ich und fuchtle wild hinter dem schweren Insekt her. »Eine Werre, eine Maulwurfsgrylle, Gryllotalpa. Ein harmloser Feldschädling vom Stamm der Heuschrecken.«

»Ah so.« Der »alte Mann« schnauft. »Das ist ein Werren, ein Sich-selber-Werren, im Moment vom Erkennen, vom denkenden Erkennen. Es kommt also darauf an, das schwindende Sein als Selbst zu begreifen, als Entfaltung

des Subjekts.« Wie immer, wenn es ihm zu bunt wird, tut der Alte beleidigt. Er nuschelt. Ihn plagt die Angst drunterzukommen, als Dummkopf enttarnt und deshalb erst recht ausgelacht zu werden. Seltwegen flieht er in die entlegensten Winkel seines Verstands, und sein Schwäbisch, das doch eigentlich aus der Stadt stammen sollte, wird alleweil krautiger.

Ich halte die Gosch, damit mir nichts Falsches herausrutscht. Mir entweicht glücklicherweise auch kein glucksender Lacher. Das darf nicht passieren, wenn es ums Philosophieren geht. In diesen Dingen versteht der Alte keinen Spaß.

Fritz greift nach seinem Schmierheft und dem neumodischen Bleistift und macht sich Notizen. Seine Zungenspitze fährt über den rechten Mundwinkel. Das ist so eine Marotte, die er sich angewöhnt hat. Nach einer Weile lässt er es wieder bleiben. Er kriegt seine Untugenden meistens in den Griff.

Ich will mich mit dem harschen Urteil meiner Kommilitonen nicht abspesen lassen. Meine geistigen Rivalen sollen endlich begreifen, dass ich mit ihren Höhenflügen durchaus mithalten kann, wenn auch auf etwas erdigerem Gebiet als dem der Poesie. Anstatt zu feixen, kehre ich zur Vergänglichkeit des Lebens zurück, womit ich mich beim Galgen schon beschäftigt habe. Ich doziere über den Wandel der Bestattungskultur, worüber ich in meiner Lieblingszeitschrift gelesen habe. »Die pompösen Leichenbegräbnisse werden abgeschafft, und man führt die Verblichenen auch auf dem Lande still wie das Vieh auf die Gottesäcker hinaus. In der Stadt, wo

kräftig gestorben wird, mag das ja seinen Sinn haben, wenn die Leichenzüge die Straßen nicht verstopfen. Doch das Wegfallen der Leichenpredigten fördert die Irreligiosität und Untugend der vom Luxus verdorbenen und allzu sparsamen Hinterbliebenen. Das Schwinden aufwendiger Rituale verhindert Umkehr und Besserung der Menschen, die sich am Geist der Erhabenheit stärken und laben müssen. Demut und Erbarmen bleiben dabei auf der Strecke. Das Pragmatische des Fortschritts spricht dennoch dafür, es fürderhin so unfeierlich zu halten. Doch sollte man dann nicht auch auf das kostspielige Gepränge der Hochzeiten verzichten? Und auf den Firlefanz bei den Taufen, die ganze Kugelfuhr der christlichen Feste? So käme es gar zu einer Reinigung.«

Der Alte kennt die Zeitschrift wohl auch. »Du hast den Artikel im ›Journal von und für Deutschland‹ trefflich referiert und nebenher eigene Gedanken eingefügt«, erklärt er. »Aber mir fehlt bei dir eine Linie. Du schwingst nach allen Seiten aus wie ein Pendel.«

»Einerseits wird gefrömmelt und die rechte Moral verkündet, andererseits die produktive Ökonomie angebetet, mit einem praktischen Fanatisieren, das an materialistischen Okkultismus gemahnt«, pflichtet der Fritz ihm bei.

Ja so. Die zwei sind sich einig wie selten. Der gemeinsame Gegner bringt den Händel zwischen ihnen zum Erliegen. Das Fritzle ist der Sündenbock – und lässt sich das brav gefallen.

Was soll's, immerhin verlaufen die ersten Stunden der Reise damit ungewohnt harmonisch. Fritz und der Alte

zanken sich sonst viel. Zwar verbindet sie das Band ewiger Freundschaft, doch sind beide überempfindliche Hitzköpfe, die sich noch im ärgsten Streit gegenseitig darin bestärken, die Wahrheit gepachtet zu haben. So auch in diesem Fall und in rarer Eintracht. Der Vorwurf an mich lautet, dass ich nicht gefestigt sei. Und dass man nicht wisse, woran man bei mir ist. Da mag ich mich nicht weiter hineinverfolgen. Es ist manchmal gescheiter, über eine Herabsetzung oder eine Kritiksucht hinwegzugehen.

»Wenigstens gibt es in Württemberg noch genug aufzuklären.« Zur Ablenkung erzähle ich, dass in Mössingen, nur eine Stunde von Nehren entfernt, im Sommer noch ein Hexenprozess stattgefunden habe. Über seinen Ausgang ist mir allerdings nichts bekannt. Wobei mich solche empörenden Vorkommnisse interessieren. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts sind in Württemberg an die 200 Menschen wegen Hexerei hingerichtet worden. Insgesamt wurden über 350 Untersuchungen und Gerichtsverfahren dokumentiert. Betroffen sind mehr als 600 Personen, meist Frauen. Gelesen habe ich vom tragischen Ableben der Anna Maria Schwegelin anno 1775 und dem Justizmord an Anna Göldi in der Schweiz vor gerade mal neun Jahren. Beide starben durch das Schwert.⁶

»Es ist schrecklich, dass es so etwas heute noch gibt«, schlussfolgere ich und berichte vom Schicksal der Giovanna Bonanno, einer alten Frau, die im vorigen Sommer in Sizilien mit dem Tod durch Erhängen bestraft wurde. Der Prozess hat ein Dreivierteljahr gedauert. Giovanna Bonanno gestand, eine Giftmischerin zu sein und

dass sie Gift an Frauen verkauft habe, die ihre Männer ermorden wollten. Das Gift bestand aus Weißwein, Arsen und Essig gegen Läuse. Es ließ sich jedoch nicht nachweisen, und so wurde Bonanno der Hexerei beschuldigt. »Das hätte genauso bei uns auf der Schwäbischen Alb passieren können. Die Hexenverfolgung ist noch nicht ausgestanden.«

»Dass du dich mit so einem Hafenkäs befassen magst«, tadelt mich der Fritz. »Das ist doch Zeitverschwendung! Such dir lieber geistige Interessen. Zur freien Individualität, zur Einheit mit sich selbst und zur eigenen Identität gelangt das reine Subjekt erst durch die Wahl seines Gegenstands.«

Der Alte setzt noch eins drauf: »So schreibt auch Immanuel Kant in seinem brandneuen Werk ›Kritik an der Urteilskraft‹: ›Befreiung vom Aberglauben heißt Aufklärung.« Damit meint er aber nicht, dass man sich mit diesem altbackenen Ochsenmist dermaßen ausufernd beschäftigt. Wir brauchen die Kraft der Utopie, liebes Fritzle, Ziele, die in der Zukunft liegen. Wir müssen nach vorn schauen, noch viel radikaler, als dieser Blender von Kant das tut.«

Zerlumpte Landleute kommen uns entgegen, mit Milchkannen, Ziehkärren und Sensen, grobes Werkzeug mit einem Garbenseil um den Bauch gebunden. Bauern, die weit weniger Wohlstand als die im Schwarzwald haben, wo der Feldbau zwar mühsamer, das Eigentum aber reichlicher verteilt ist. Man hat dort weniger Beschwerden, wird nicht von Forstbediensteten und Dorfmagistraten schikaniert wie hierzulande.

»Bueba, kunt au ebbe hein!«, ruft ein altes, verhutzeltes Weiblein. Die Greisin trägt eine schwarze Tracht mit einer Haube, die ihr Gesicht teilweise verschattet. An einem knorrigen Stock wankt sie auf uns zu.

Fritz bleibt stehen, und wir tun's ihm nach.

»Wir sollen zu ihr heim?« Um Hilfe heischend schaut der Alte mich an.

Es gefällt mir, dass er auch mal was nicht versteht. So undeutlich und bodenlos, wie er sonst spricht. »Nein, sie will, dass wir zu ihr hingehen.«

»Do bring ich eich nu au Stimpf.« Sie gräbt in ihrem löchrigen Beutel.

»Stimpf?«, fragt der Alte.

Die Greisin zieht drei Paar hellbraune Strümpfe heraus, fein säuberlich gestrickt, tadellos, dünn und glänzend wie Seide. Zögerlich treten wir näher.

»Die schenkt sie uns?« Der Fritz kann es nicht fassen.

»I wo.« Die Steinlachtäler sind unaufrichtig, denke ich, viele charakterlos, und auch dieses Weiblein macht einen verschlagenen Eindruck. Dabei verfügt sie über den hier beheimateten natürlichen Verstand. »Sie will uns die Socken verkaufen.«

Ich gebe ihr eine Münze, die sie strahlend, ihre Zahnlücken und Stumpen entblößend, einsteckt.

³ Gemeint ist ein Rabe. Im Alemannischen heißt er Krabb.

⁴ Hölderlin: Hyperion, S. 124.

⁵ Eckart Frahm, Wolfgang Kaschuba, Carola Lipp (Hgg.): Eine Alb-Reise im Jahre 1790: zu Fuß von Tübingen nach Ulm. Ein Lesebuch zur historischen Landschaft mit zeitgenössischen Stichen und Karten. Tübingen 1978, S. 35.

⁶ Köhler konnte nicht wissen, dass das Urteil bei Anna Maria Schwegelin nicht vollstreckt wurde. Erst 1995 entdeckte ein Historiker, dass die Angeklagte 1781 im Gefängnis des Fürststifts Kempten gestorben ist.

NEHREN

Wir verlassen das Flusstal und erreichen eine halbe Stunde später das Pfarrdorf Nehren, das etwas höher im Osten liegt. Es hat 200 arbeitsfähige Bürger, von denen etliche ausgeschwärmt sind, weil sie daheim keine Arbeit vorfinden, keinen Acker und auch sonst nichts, wovon es sich leben ließe. Ein paar davon betteln sich durch halb Schwaben, während andere als Erntehelfer auf der Alb oder sonst wo umherziehen, um sich, womöglich mitsamt Familie, mühsam damit durchzubringen.

Die Sonne steht schon tief. Meine lieben Eltern erwarten uns vor der Tür des Pfarrhauses, ein stattliches Fachwerkhaus aus robusten, mit Ochsenblut bemalten Balken, wo sich neben einem Rosenbusch ein Bänklein befindet. Dort sitzen sie einträchtig, der Vater im ehrwürdigen schwarzen Gewand, die Mutter in einem einfachen hellen Kleid. Sie hat beides selbst genäht, an langen Abenden im Licht einer armseligen Funzel. Sie hat sich dabei die Augen verdorben und bedarf einer Lorgnette. Ihr schlichtes Kleid passt absolut nicht zur eigenartigen und luxuriösen Kleidungsart des Steinlachtals. Die Mädchen und Frauen schmücken sich mit bunten seidenen Bändern, die Jüngeren flechten sie in die Zöpfe hinein. Ihre makellosen Hauben sind frisch gestärkt und die blütenweißen Hemden reich bestickt und mit Spitzen besetzt. Die Mutter hat sich die bescheidene Aufmachung, die sie aus dem Schwarzwald mitbrachte, bewahrt. Nur die

Frisur hat sie übernommen und sich mit dem geflochtenen Zopfkrantz an die hiesige Mode angepasst. Der Vater hingegen ragt als Pfarrer in seinem äußeren Gepränge aus dem Volk heraus, denn die Männer tragen gewöhnlich blaues Tuch, das ihnen gemeinerweise zu eng, zu kurz und überhaupt zu klein ist, da es ihnen zur Konfirmation oder zur Hochzeit auf den damals noch mageren Leib geschneidert wurde. Dazu ist es Sitte, in gelb gefärbten Beinkleidern herumzulaufen, die, leicht verdreht zumal, den Anschein erwecken, sie seien aus Wildleder.

Die Eltern erheben sich und reichen uns herzlich die Hand. Ihr Zustand ist ganz unverändert. Ihr Erscheinungsbild ist von stiller, schlichter Zufriedenheit geprägt, und sie sind vollends erfüllt vom Willen Gottes und eins mit sich und der Welt. Fritz und der Alte werden wohlwollend aufgenommen und nicht mit zu vielen Fragen traktiert. Meine Eltern üben stets Zurückhaltung. Die Herkunft hat bei ihnen im Hause nie eine Rolle gespielt, wenn man rechtgläubig und strebsam ist.

Ich halte Ausschau nach meinem jüngsten Bruder, Johann Gottlob Friedrich, genannt Hans. Der ist über 22 Jahre jünger als ich und fast auf den Tag genau 20 Jahre nach meiner Schwester Auguste Friederike Eleonore, der Ellen, geboren, am 20. April. Er ist also noch kein halbes Jahr alt. Zwischen dem Heinerle, meinem anderen Bruder, und dem Hans erlebte die Mutter fünf weitere Geburten, doch die Geschwister sind früh gestorben. Nun, mit Anfang 40, hat sie noch mal ein Kind bekommen. Der Vater ist mit Anfang 50 bald ein alter Mann. Der Hans ist nirgends zu sehen. Da ich keine Erklärungsnot aufkommen lassen und